

## Der Duft der Kindheit



Ein Duft oder ein ganz bestimmter Geruch hat mich schon oft an längst vergessene Begebenheiten erinnert und schlagartig waren alle Einzelheiten zugegen. Unlängst hatten wir in der Nähe des Wäschemuseums zu tun. Ein Rosenstrauch schlängelte sich entlang der Mauer in Richtung Eingang. Der Strauch zog mich magisch an, denn er erinnerte mich an etwas ganz Bestimmtes aus meiner Kindheit und ich roch an einer der Blüten. Der feine, angenehme Duft dieser Rose versetzte mich geradewegs in meine Kindertage zurück, und plötzlich war dieses Bild vor meinem geistigen Auge ganz klar zu sehen.

Als wir noch kleine Kinder waren und noch nicht zu jeder erdenklichen Arbeit herangezogen wurden, durchstreiften wir mit Vorliebe unser Dorf. Da gab es jede Menge zu entdecken. Wir kraxelten auf Bäume, wateten barfuss nach einem Gewitter im aufgestauten warmen Wasser des Baches, pflückten Kornblumen und banden daraus Kränze. Wir spielten Völkerball und zählten oft bis Tausend, ehe uns beim Federball der Flugball zu Boden fiel. Besaß einer ein Fahrrad, wurde mit diesem solange gefahren, bis es einen „Platten“ hatte.

Doch meine Liebe galt dem Blumengarten der Blöchl-Bäuerin im „unteren Dorf“.

Schon von Weitem duftete es nach Fhlox, Rosen, Herzerlstöcken, Margariten und im Herbst nach Dahlien in allen Farben. Ich hätte mich am liebsten dazulegen und in die duftende Farbenpracht dieses herrlichen Bauerngartens einhüllen mögen. An sonnigen Tagen leuchtete der Fhlox mit seinen hunderten von Blütenstängeln in Weiß, Rot, Rosa und in Hell- und Dunkelviolett. Auch die verschiedenfarbigen Gladiolen ragten wie stolze Soldaten in den Himmel.

Das Schönste jedoch war ein Rosenstock, der sich rund um die Eingangstür des Bauernhauses schlängelte und dessen Duft das beste Parfüm in den Schatten stellte. Die unzählig vielen roten Röschen und die grünen Blätter stachen von der hellgelben Hausmauer direkt in die Augen der Menschen, die einen Blick für Schönes hatten. Wie konnte es so etwas Prächtiges bei uns in einem so kleinen Dorf geben? Ja, das war die übergroße Liebe der Blöchl-Bäuerin zu ihren Blumen. Ihr Gesicht strahlte mit ihrer Blumenpracht um die Wette. Eine ansteckende Zufriedenheit breitete sich aus und hinterließ Spuren bei so manchem Betrachter.

Auch ihre sanfte Stimme und ihr helles Lachen war die Bestätigung, dass ein Stückchen Himmel sich jetzt schon bei ihr niedergelassen hatte. Die betörenden Düfte der Blumenpracht machten es mir schwer, mich von diesem Paradies zu trennen. Doch schon am nächsten Abend durfte ich meine große Schwester, sie half bei der Blöchl-Bäuerin in den Ferien bei Arbeiten in der Landwirtschaft aus, abholen. Als ich vorbei an der Blumenpracht durch den rosenumrankten Torbogen in die Küche ging, begrüßte mich die Blöchl-Bäuerin sehr herzlich. Ich musste mich zu den Helfern, darunter auch meine Schwester Elfi, setzen. Ob ich denn auch Hunger hätte, fragte mich die Bäuerin, stellte sich kurzerhand zum großen Küchenofen, rührte eine halbe Stunde und servierte mir anschließend einen Milchreis. Dankbar und glücklich löffelte ich den Teller mit der süßen Köstlichkeit leer und ging dann mit meiner Schwester nach Hause.

Wir rühmten am Nachhauseweg die Freundlichkeit der Blöchl-Bäuerin und ihre sagenhafte Blumenpracht.

Heute gibt es vielerorts Blumenschaugärten und könnten wir den herrlichen Bauerngarten der Blöchl-Bäuerin in die Jetztzeit versetzen, er wäre ein Anwärter für den 1. Preis „für herrliche Bauerngärten“. Und noch eines: Gäbe es eine Wertung für „die freundlichste Bäuerin“, sie wäre auch hier herausragende Siegerin.



## 2

### Heute gibt es Piroshka!

In unserem Dorf gab es 1960 nur ganz wenige Fernsehgeräte. Ein Gerät stand aber beim Jagsch-Bauern, zwei Häuser von unserm entfernt. Dort fanden so manche Fernsehhabende für die erwachsenen Dorfbewohner statt. Die Liebenswürdigkeit der Jagsch-Bäuerin kam aber auch uns kleineren Kindern zugute, denn wir durften an manchen Nachmittagen, wenn gerade keine Feldarbeiten zu verrichten waren, das Kinderprogramm um 16 Uhr 30 anschauen. Ich liebte sie dafür und war ihr immer sehr zugetan. Eines Tages im Sommer hörte ich meine Mama von einem fantastischen Film sprechen, den sie

sich am Abend beim Jagsch-Bauern ansehen wolle. Sie erwähnte gut gelaunt, dass es sich bei diesem Film um Piroshka mit Lilo Pulver handelte. Meine Mama sah sich also, nachdem wir Kinder ins Bett gegangen waren, den Film beim Jagsch-Bauern an. Ich war schon lange eingeschlafen, als sich plötzlich mein kleiner Bruder Karli im Gitterbett aufstellte und brüllend nach unserer Mama verlangte. Mit beruhigenden Worten erklärte ich ihm, dass Mama sich einen Film anschau. Das war jedoch ein fataler Fehler meinerseits, denn nun war es mit seinem Verständnis ganz vorbei und er schrie noch lauter. Ich war schon immer eine schnell Entschlossene, lief die Stiege hinunter und rüttelte an der verschlossenen Haustüre. Nun, da ich eingeschlossen war und mein Bruder noch immer wie „am Spieß“ brüllte, entschloss ich mich kurzerhand das Haus durch das Stubenfenster zu verlassen und meine Mama zu holen. Mit meinen gerade mal fünf Jahren war der Sprung ins Freie schon eine mutige Aktion gewesen, doch ich kam heil unten an. Barfüßig und leicht bekleidet steuerte ich den Hof der Jagsch-Familie an. Vorbei beim Brunnen



meiner Tante, den Obstbäumen, zwischen dem Schütz- und dem Wertl-Hof wo ich Schweine quicken hörte. Als ich auf die Wiese kam, die schon zum Jagsch-Hof gehörte, spürte ich das frische, nasse Gras zwischen meinen Zehen. Um Schuhe zu suchen, war doch längst keine Zeit gewesen, wo doch Karli so brüllte und das sicher immer noch tat. Deshalb musste ich mich beeilen und meine Mama nach Hause holen. Es war eine laue Sommernacht, und die zirpenden Grillen begleiteten mich mit ihrer Musik. Der brave Mond leuchtete mir den Weg aus, und überhaupt war ich wegen meines Wagemutes sehr stolz auf mich. Ich hatte überhaupt keine Angst, denn diesen Weg war ich bei Tage schon so oft gegangen und jetzt hatte ich auch eine wichtige Aufgabe, ich musste meinen Bruder vor Schlimmerem bewahren, indem ich Mama holte. Als ich mich beim Jagsch-Bauern ganz langsam in die Küche schlich, sah ich zuerst nur lauter Stühle und viele Füße. Ich kroch auf dem Boden der Küche ganz nach vorne, wo ich meine Mama vermutete. Gerade war die Schlussmusik zu hören, und die Zuschauer murmelten etwas von: „So ein schöner Film“. Mama war natürlich erstaunt, als sie mich erblickte, nahm mich bei der Hand und marschierte mit mir nach Hause. Als ich erzählte, dass Karli so sehr brüllte, beeilten wir uns, nach Hause zu kommen. Karli wurde von Mama getröstet, und ich schlief zufrieden ein. „Das Kind ist eine Schnellentschlossene“, hörte ich Mama am Tag darauf zu meiner Tante, die sich auch den Film im Fernsehen angesehen hatte, sagen. Ich aber war jedenfalls sehr stolz auf meine „nächtliche Rückholaktion.“



### 3

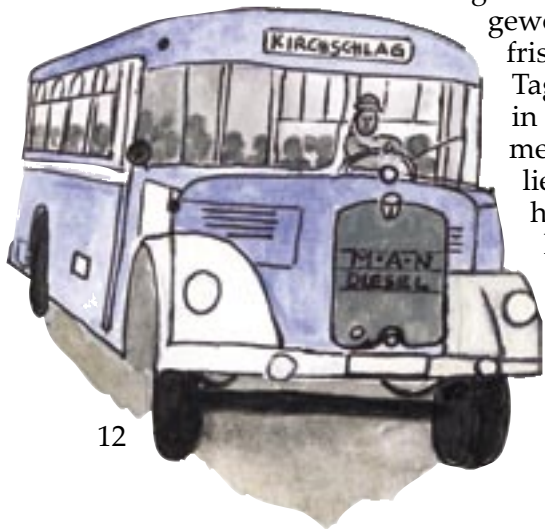
## *Auf Kindererholung wider Willen*

Wenn man ein kleines Kind ist und lange ohne seine Mama sein muss, das ist das Härteste auf dieser Welt. Ich weiß, wovon ich spreche, denn als ich noch nicht einmal fünf war, musste ich folgendes erleben:

Eines Tages hatte es kurzerhand geheißen: „Das Kind kommt mit dem kleinen Bruder auf Kindererholung nach Kirchschatz. Dort gibt es die schönsten Spielsachen und viele Spielkameraden.“ Den wahren Grund, warum wir fahren mussten, verschwiegen sie uns, denn die Eltern und meine drei älteren Geschwister wollten uns nicht unnötig aufregen. Erst viel später erfuhren wir, dass Mama wegen Herzproblemen ins Spital musste und uns in guter Obhut wissen wollte.

In Summerau wurden wir in den Zug gesetzt und in Linz in einen großen blauen Bus mitsamt Koffern und Tränen der Angst umgeladen. Im Bus saßen schon eine Menge Kinder, und wir kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Ich klebte an meinem Bruder wie eine Klette, denn er war das einzig Vertraute, das ich hier hatte. Im Kindererholungsheim gab es einen riesigen Speisesaal und leider Essen, das gar nicht nach meinem Geschmack war. Das Erdäpfelgulasch war süß, der Salat schmeckte nicht wie bei Mama und überhaupt war alles anders.

Es wurde uns strikt verboten, von den Wasserhähnen des Hauses zu trinken. Wasser gab es nur bei Tisch und basta. Ich war von zu Hause gewöhnt, mehrmals am Tag mit dem Schöpflöffel frisches Wasser zu trinken und hatte deshalb den Tag über furchtbaren Durst, also schlich ich mich in die Waschräume und stillte erstmals gründlich meinen Durst. Die Folgen meines Ungehorsams ließen nicht lange auf sich warten. Am Abend hatte ich schon Durchfall und landete im Krankenzimmer. Hier war es ruhig und ich konnte den ganzen Tag schlafen. Ich träumte von zu Hause und meine nicht enden wollenden Tränenflüsse versickerten im Kopfpolster. Mein Bruder Karli fehlte mir sehr, denn gleich nach



unserer Ankunft waren wir in zwei Gruppen, er war jünger als ich, eingeteilt worden. Wenn ich beim allgemeinen Mittagsschlaf über die Holztrennwand spähte, konnte ich meinen Bruder sehen, und weil ich nicht ruhig liegen geblieben war, musste ich prompt in die Gartenhütte übersiedeln. Sie war voll gestopft mit grauen Decken, auf die ich mich draufsetzte und nachdenken konnte. Es war ganz dunkel und ich beschloss, die Regeln der Aufseherinnen in Zukunft lieber zu befolgen. Nach dem Schläfchen gab es als Nachmittagsjause täglich einen halben, geschälten Apfel, der in einem „Weitling“ im Wasser lag.

Die Nachtruhe war eine heikle Angelegenheit, denn einige Kinder weinten viel und waren Bettnässer. Sie bekamen dann mitten in der Nacht ein frisches Leintuch für ihr Bett und eine Belehrung obendrein. Einmal musste ich mich beim Mittagessen übergeben, weil es wieder süßes Erdäpfelgulasch gab. Daraufhin musste ich für den Rest der Mittagszeit in einer dunklen Besenkammer ausharren. Das Schönste in dieser Woche war ein Waldspaziergang. Wir gingen in Zweierreihen Hand in Hand, vorbei an Fichtenbäumen, die noch Wipferl trugen, die jenen zu Hause, die ich mit meiner Großmutter öfter sammelte, glichen. Ich konnte ja nicht wissen,



dass ich nur 60 Kilometer von zu Hause entfernt war. Mir kam es so vor, als ob ich außer Landes gebracht worden wäre. Außerdem konnte ich bei diesen Spaziergängen meinen Bruder kurz sehen und ich schöpfte wieder Hoffnung, dass alles wieder so werden würde, wie es vorher gewesen war. Dass hier niemand bemerkte, dass wir zwei Geschwister unter dieser Situation litten, kann ich mir bis heute nicht so recht vorstellen. Wir wurden in Musik unterrichtet, lernten pfeifige Lieder, sahen Kasperletheater und konnten bald alltägliche Aufgaben wie Schuhe zubinden, uns ankleiden, tägliche Körperpflege und vieles mehr spielend alleine erledigen. Das waren natürlich Dinge, die ich in sehr positiver Erinnerung habe, doch was war das alles ohne meine Mama und meine vier Geschwister. Sie fehlten mir unendlich, und ich ergab mich meinem Schicksal. Eines Tages hieß es, zusammenpacken und heimfahren. Das war natürlich die beste Nachricht von allen. In Linz auf dem Bahnhof sah ich den Blondschoopf meiner großen Schwester Elfi unter all den vielen Menschen als erstes. Ich begann vor Freude zu weinen und umarmte sie, denn sie kam mir in diesem Augenblick wie ein Engel vor. Zu Hause würgte ich meine Freudentränen hinunter und führte meiner Familie die gelernten Lieder, Gedichte und die neuen Umgangsformen vor. Ich konnte mit meinen fast fünf Jahren Hochdeutsch sprechen, doch dies alles war nichts gegen die große Freude, die ich hatte, meine Familie wieder zu haben.

## 4

**Herausragender Monat**

Es war Mai geworden, und außer uns Kindern freute sich darüber auch noch unsere Großmutter.

Sie hatte einen treffenden Spruch für diesen Monat, der da lautete: „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei und nach jedem Dezember kommt wieder ein Mai!“

Es war ihr auch nicht zu verdenken, denn sie, die schon einiges in ihrem Leben mitgemacht hatte, und im Monat Mai ein Sinnbild für jeden „Anfang“ sah, ging voller Hoffnung jedem Mai, den sie erleben durfte, entgegen. Sie sah mit Freude, dass die Kälte aus den Gemäuern kroch und von wohligen Sonnenstrahlen abgelöst wurde. Ein gutes Gespür für das Wohlbefinden des menschlichen Körpers ersparte ihr, mit Unterstützung von Hausmitteln, sehr oft den Doktor. Natürlich gab sie sehr gerne dieses Wissen an andere weiter. Ihre Salben jedenfalls, mit denen sie jeden Abend ihre kleinen und großen Wehwehchen „wegschmierte“, durften nie zur Neige gehen. Jahr und Tag war sie mit mindestens sechs Schichten Kleidung, die sie auf ihrem Körper trug, anzutreffen. Vom Barchent bis hin zu Leinen und Baumwolle.

Ich hatte immer den Eindruck, dass sich unsere Großmutter ihre Gesundheit und Lebensfreude mit zusätzlich mehr Beten und Spenden für die Kirche bewahrte, und nun war wieder eine gute Gelegenheit für sie gekommen.

Jeden Abend im besagten Mai marschierten wir Kinder mit Großmutter, sie mit ernster Miene voran, zur etwa 250 m entfernten Kapelle in unserem Dorf Deutsch Hörschlag.

Die Nachbarskinder waren zu Fuß oder per Rad ebenfalls in Richtung Kapelle unterwegs.

Ein heiteres Gemurmel war bald zu hören, was in unserem kleinen Dörfchen eine willkommene Abwechslung bedeutete. Je nach Alter standen schon kleine Gruppen vor der Kapelle zusammen, und es wurden Neuigkeiten ausgetauscht.

Als Herr „Katzmaier“, unser Vorbeter, im inneren der Kapelle mit „Im Namen des Vaters und des Sohnes“ die Mainandacht begann, huschten wir alle schnell in die Kapelle und drückten uns ganz dicht an unsere Großmutter. Ihr Blick ging in Richtung Marienstatue, die eine milde, mütterliche Ausstrahlung hat. Die Frauen,

sowie auch meine Großmutter, trugen verschieden bunte Kopftücher, und die wenigen anwesenden Männer hatten ihren Hut auf der Bank vor ihnen abgelegt. Der Rosenkranz war eine immer wieder kehrende Wiederholung, doch als der „Vorbeter“ mein Lieblingsgebet zu sprechen begann, war ich ganz Ohr und betete begeistert mit: „Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesmutter. Verschmäh nicht unser Gebet in unseren Nöten, sondern erlöse uns von allen Gefahren, o du glorreiche und gebenedeite Jungfrau. Unsere Frau, unsere Mittlerin, unsere Fürsprecherin.

Versöhne uns mit deinem Sohne, empfiehl uns deinem Sohne, stelle uns vor deinem Sohne. Amen“.

Zwischen den Gebetspausen hörte ich durch die geöffnete Kapellentür die Vögel zwitschern, und ein betörender Duft, der vom Flieder in allen Farben auf dem herrlich geschmückten Marien-

altar herrührte, wurde in der kleinen Dorfkapelle inmitten meiner Nachbarn und Dorfleute verströmt. Großmutter war in dieser Stunde eins mit dem Herrgott und wahrscheinlich fühlte sie auch, so wie ich, dieses Glück der Zufriedenheit in ihrer Brust. Großmutter musste, so erscheint es mir heute im Nachhinein, in ihrem Leben vieles richtig gemacht haben, denn sie erreichte das biblische Alter von 101 Jahren.



## **Schultaschen waren sein Verhängnis**

Uns Kindern war eines klar: Um große Hunde sollten wir am besten einen weiten Bogen machen. Doch wer hätte jemals gedacht, dass ich mich wegen eines grantigen, angriffslustigen Hahnes ebenso vorsehen musste.

Ich war erst sechs Jahre und gerade ein paar Tage in die Schule gegangen, als die leidige Angelegenheit begann: Die Schultasche auf dem Rücken, ein Paar Stutzen an den Beinen und mit viel Vorfreude auf die Schule im Herzen marschierte ich mit den übrigen Dorfkindern den vier Kilometer langen Schulweg nach Rainbach und natürlich denselben Weg wieder nach Hause. Ich war an den ersten Schultagen von diesem langen Fußmarsch immer sehr müde gewesen und freute mich auf zu Hause: Mich niedersetzen zu dürfen, ein wenig zu essen und mich später mit den Dorfkindern zu treffen, um mit ihnen zu spielen. Schon hatte ich die Straße zu unserem Haus eingeschlagen und die Haustüre im Blickfeld, als sich plötzlich aus heiterem Himmel unser Hofhahn von hinten auf meine Schultasche stürzte, anschließend meine Beine attackierte, meine Stutzen herunterriss und dann noch auf meinen Kopf lospickte. Ich schrie und schlug um mich. Kaum hatte ich dieses Biest von Hahn abgewehrt, setzte er erneut zum Sprung an. Ich flüchtete eiligst ins Haus und weinte laut vor Schmerzen. Meine Mama und die Geschwister verstanden gar nicht, warum es dieses Tier nur auf mich abgesehen hatte, denn die anderen Familienmitglieder ignorierte er völlig. Ich musste mich also vorsehen und mich beim Verlassen des Hauses mehrmals umsehen. War der Hahn in der Nähe, blieb ich im Haus. Zwei Tage später, als ich wieder von der Schule heimkam, hatte sich der Hahn auf der Gartenmauer postiert und mich von dieser Anhöhe aus direkt angefliegen, sich auf die Schultasche gestürzt und seinen Schnabel wieder in meine Haare gepickt. Es war jetzt genug! Das war ein hinterhältiger Angriff! Meine Angst vor diesem Hahn war so allgegenwärtig, dass ich mich gar nicht mehr aus dem Haus traute. Zum Wochenende kam meine Schwester Elfi von der Arbeit in Linz nach Hause. Als ich ihr von dem Hahn erzählte, sprach sie ein Machtwort und bat unsere Großmutter, sich der Angelegenheit anzunehmen. Großmutter hatte schließlich zwei Weltkriege durchgemacht und sollte auch in dieser Hahnen-geschichte ihre Durchschlagskraft beweisen. Sie griff sich das Biest und hackte ihm



kurzerhand den Kopf ab. Das war zwar grausam, doch Großmutter meinte kurzerhand: „Bevor das Kind im Schädel ein Loch hat, kommt er weg, der Quälgeist!“ Für diese Entschlossenheit bin ich ihr heute noch dankbar. Ich machte in Zukunft, besonders in meinen Kindertagen, einen weiten Bogen um jeden Hahn.

## 6

### *Gedankenlos*

Es kam nur sehr selten vor, dass mein Onkel Franz, der gleich im Nebenhaus wohnte, nicht in seiner Stube saß und diese wie ein Wärter bewachte. Die warme Stube lag das ganze Jahr im Halbdunkel und verströmte einen seltsamen Geruch aus Speisen, Schweiß und verbranntem Fichtenholz.

Im Sommer fing Onkel Franz mit einem Wasserglas Fliegen, und in den übrigen Monaten spielte er mit uns Kindern Karten, „Mensch ärgere dich nicht“ oder „Fuchs und Henne“. Zwei große, braun schillernde Knöpfe wurden zu Füchsen umfunktioniert und die Hühnerschar bestand aus Kukuruzkörnern. Onkel Franz war bei diesen Spielen immer sehr still, stets ganz bei der Sache und vermittelte den Eindruck, dass er alle Zeit der Welt hätte.

War er jedoch der Meinung, wir Nachbarskinder hätten genug von seiner Zeit in Anspruch genommen, machte er uns mit einem scharfen, grantigen Blick klar, dass es für uns Zeit wäre heimzugehen. Weil er ja unser Onkel war, fügten wir uns sogleich seinem deutlichen Wunsch.

Eines Nachmittags, die Schneeflocken wirbelten vom Himmel, verließ Onkel Franz doch einmal seine heimelige Stube und ging auf der schmalen Sandstraße entlang ins „Obere Dorf“.

Kaum war er außer Sichtweite, ergriffen wir Kinder sogleich die günstige Gelegenheit und erkoren die warme Nachbarsstube zu unserem Spielplatz für den Nachmittag. Der grüne Kachelofen strahlte wohlige Wärme aus, und der speckige, abgeschauerte Überzug des Diwans musste für eine Rutschpartie herhalten.

In der rechten Ecke der Stube, gleich neben der Eckbank und den Stühlen, stand eine alte Holztruhe. Die schweren, von Rost zerfressenen Beschläge in der Mitte und an den Rändern hielten sie zusammen. Ein riesiger, schwarz geschwungener Schlüssel, größer als meine Hand, steckte an der Vorderseite.

Schließlich kam Karl, der jüngste Sohn meines Onkels, auf die Idee, Verstecken zu spielen. Kurzerhand öffnete er, während wir anderen Kinder uns alle im Vorhaus aufhielten, um „einzuschauen“, die schwere Truhe. Er befahl seinem taubstummen Bruder Loisl sich zwischen altem Gewand und anderem Zeug zu verstecken. Nach seinem Rufen „geht schon“ suchten wir alle, wie verrückt nach Loisl. Doch

es war vergebens, Loisl war nicht aufzufinden.

Nach einer Weile schritt Karl triumphierend zur Truhe, drehte den Schlüssel nach links und wunderte sich nicht schlecht, als er diesen in abgebrochenem Zustand in Händen hielt. Wir alle hatten das dumpfe Geräusch des Knackens mitbekommen und ahnten Schlimmes. Die Truhe war also versperrt, der Schlüssel abgebrochen, und der arme Loisl gefangen, in einer tödlichen Falle.

Noch grinste Karl verlegen, was so seine Art war, doch nach einigem Bemühen, die Truhe mit Gewalt zu öffnen, lief er zu uns nach Hause und bat meine große Schwester Elfi um Hilfe.

Währenddessen standen wir Kinder rund um die verhasste Truhe, rüttelten und zerrten, doch diese ließ sich einfach nicht öffnen.

Eine furchtbare Vision bohrte sich durch meine Gedanken: Der Pfarrer in der Kirche vermeldete auf der Kanzel den Tod durch Ersticken des Knaben Alois.

Mein ganzer Körper zitterte und ich flehte im Geheimen unseren Herrgott um Hilfe an.

Ich hatte mir doch fest vorgenommen, so kurz vor Weihnachten, das bravste Kind im Dorf zu sein, und nun das.

Minuten später kam meine ältere Schwester Elfi, wohl wissend um den Ernst der Lage. Auch sie rüttelte und schob vergeblich an der versperrten Truhe. Jetzt zählten Minuten, wenn nicht sogar Sekunden, dessen war sie sich bewusst und sie rannte nebenan zum Wertbauern und traf dort den alten Steinbichler an. Er war der „Einleger“ und wohnte in einer niedrigen Kammer neben der Bauernküche. Steinbichler, der sofort begriffen hatte in welcher lebensbedrohlichen Situation sich der arme Loisl befand, schnappte sich ein herumliegendes Eisenteil und stemmte damit den Truhendeckel gewaltsam auf. Zusammengekauert, am Daumen lutschend, fanden wir den schon fast bewusstlosen Loisl vor. Die Erwachsenen tätschelten ihn und versuchten, ihn auf die Beine zu stellen. Den von Sauerstoffmangel Trunkenen, legten sie auf den Diwan. Nur ganz langsam kamen seine Lebensgeister zurück, und weil er taubstumm war, haben wir nie erfahren, wie es ihm da drinnen ergangen ist.

Wir haben einige Tage die Stube unseres Onkels gemieden und wollten auch gar nicht so genau wissen, wie sich dieser zu diesem Vorfall geäußert hatte. Auf jeden Fall habe ich nie ein Wort von ihm darüber gehört. Nur eines erfuhren wir von unserer Großmutter: In besagter Truhe hatte Onkel Franz, der aus dem Oberen Mühlviertel stammte, all seine Habseligkeiten, die er Zeit seines Lebens besaß,

gehörtet und wie ein Aufseher bewacht.

Auch jene, die er damals, als er aus seiner Heimat in dieses Haus kam, mitgebracht hatte. Stets hatte er sie wie seinen Augapfel gehütet. Als ihm zu Ohren gekommen war, dass seine geliebte Truhe und deren Inhalt in solch große Gefahr geraten waren, ist er kurzerhand mit seinen sämtlichen Habseligkeiten umgezogen, in die Kammer nebenan.

Das Christkind war in diesem Jahr doch gekommen, und der Pfarrer auf der Kanzel hatte wie immer seine Standardpredigt gehalten. Ich war dankbar und sehr froh darüber, dass wir darin nicht vorkamen. Ja - und eines war uns Kindern ganz klar, der taubstumme Loisl musste in Zukunft mehr denn je beschützt werden. Ganz besonders vor den unsinnigen Ideen seines gedankenlosen Bruders.



## Mein Schutzengel machte auch Sonntagsdienst

Um den Dreikönigstag herum sah unser einstmals so prächtiger Christbaum so erbärmlich abgeräumt aus, dass ich unbedingt etwas dagegen unternehmen musste. Am folgenden Sonntagnachmittag, als meine Eltern sich etwas ausruhten und die Geschwister sich in ihre Zimmer zurückgezogen hatten, schnappte ich mir eine kleine Schachtel und räumte die noch verbliebenen Süßigkeiten, Kerzen und Kugeln hinein. Den leeren Christbaum schleifte ich durch das Vorhaus in die Werkstatt meines Vaters, denn ich wollte den Baum verkürzen und später mit den übrig gebliebenen Süßigkeiten wieder behängen. Es wäre doch eine nette Sache, wenn ein kleiner, aber voll behängener Christbaum unsere Stube schmücken würde. Ich griff mir ein Beil, hielt mit der rechten Hand den am Boden liegenden Christbaum fest und wollte mit der linken den dicken Stamm durchhacken. Doch der erste Hieb war zu sachte gewesen. Ich holte deshalb noch einmal aus, traf diesmal genau den Ast und wurde von einem Funkenregen, begleitet von einem lauten Knall der mich erschreckte, nach hinten geworfen. Ich rappelte mich auf und bemerkte, dass mein rechter kleiner Finger furchtbar schmerzte. Der Hautlappen an der Spitze des kleinen Fingers hing herunter, und eine Menge Blut tropfte auf den Boden. Erschrocken lief ich in die Stube zu meiner Mama. Sie wollte natürlich sofort wissen, was ich denn um Gottes Willen angestellt hatte. Ich zeigte ihr die Stelle in der Werkstatt, aus der dieses entsetzliche Feuerwerk gespritzt war. Nachdem sie den Christbaum beiseite geschoben hatte, sahen wir das am Werkstattboden liegende, durchgehackte dicke schwarze Verlängerungskabel. Mein Vater war angerannt gekommen und schlug die Hände vor das Gesicht. „Das Kind lebt gefährlicher als ein Agent im Zweiten Weltkrieg“, meinte er aufgeregt. In der Stube versorgte meine Mama, sie war im Krieg Krankenschwester gewesen, meine Wunde. Wegen des großen Blutverlustes ist mir anschließend sehr übel geworden. Gleich wurde der Herr Linninger, ein Verwandter unserer Familie und der einzige, der im Dorf ein Auto besaß, verständigt. Er fuhr mich und meine Mama mit seinem VW Käfer zum Arzt nach Rainbach. Der Doktor nähte mir den hängenden Lappen des kleinen Fingers wieder an. Er fragte ständig, ob es denn auch richtig wehtun würde, denn er wollte mich unbedingt wach halten, weil ich doch durch den großen Blut-

verlust schon sehr schläfrig geworden war. Als wir wieder nach Hause kamen, stand jedenfalls der verkürzte und mit den restlichen Süßigkeiten geschmückte Christbaum fix und fertig auf dem Stubentisch. Meine Geschwister wollten mir eine Freude machen, und das ist ihnen auch wirklich gelungen. Den Herrn Doktor habe ich in meiner Kindheit ziemlich viel strapaziert, und ich brachte ihm deshalb auch immer große Hochachtung entgegen. Auf alle Fälle hatte mein Schutzengel an diesem Sonntag gute Dienste geleistet, denn die Sache hätte auch ganz anders ausgehen können, meinte meine Mama erleichtert.

